

## Ein Zombie in New York

*Heinz Helle lässt einen Menschen zerfallen*

**Philipp Theiso**hn · Ein Philosophiestudent fährt auf einen Kongress nach Amerika, und seine Beziehung geht dort zu Bruch. Ist das was? Setzen wir hinzu: Die Beziehung geht zu Bruch, weil der Mensch in seinem Ich eingesperrt ist. Weil er nicht in das «Wir» hinüberkommt. Weil er nicht weiss, dass die Liebe andere Kommunikationsregeln benötigt als eine Ich-Parataxe nach der nächsten. Irgendwann wird er es gelernt haben, aber dann sitzt die Frau, um die es gegangen wäre, längst wieder zu Hause, und er schaut stattdessen mit wildfremden Menschen Fussball.

Ist das schon was? Also: ein Roman? Im strengsten Sinne schon: Wir haben da einen Charakter, der in der Entwicklung seines Wesens dargestellt wird, ganz so, wie man das im 18. Jahrhundert postuliert hat. Wissenschaft, Liebe, Reisen, Kulturerfahrung, Krise, Überwindung – Heinz Helles «Der beruhigende Klang von explodierendem Kerosin» hat eigentlich alles, was ein Bildungsroman braucht. Das Problem: Helle sucht sich dafür einen Erzähler, der vor allen Dingen konsequent sein will. Heisst: Hier wird axiomatisch erzählt, formelhaft. Der Welt nähert sich dieses Ich wie ein Phänomenologe. Daran ist nichts verwerflich, zumindest so lange nicht, wie sich in der Reihung der Bewusstseinsabdrücke dem Leser etwas zeigt, was über diese hinausgeht. Der Mensch, der sich hier Satz für Satz zusammensetzt, ist aber eigentlich – so böse das auch klingen mag – nicht lesenswert. Und, das vielleicht zur Entschuldigung: Er möchte es auch gar nicht sein.

«Wörter sind der Tod des Bewusstseins, des Erlebens und damit des Lebens. Es sind die Dinge, die zählen, nur die Dinge, und in jedem Ding ist ein eigenes kleines Bewusstsein.» Am Wendepunkt des Romans fallen diese Sätze, gipfelnd in der Feststellung, dass nicht «wir» «die Welt» sind, sondern eben «die Dinge da draussen» – und damit ist die Kapitulation der Literatur dann nicht nur offiziell verkündet, sondern mit der Verkündung offensichtlich auch schon legitimiert. Der Erzähler steht in diesem Augenblick schweigend vor einem ihn schon seit Wochen in Panik versetzenden Kongress über Bewusstseinsphilosophie. Schweigend, weil

eben nicht in der Sprache liegt; schweigend aber auch, weil er alles, was zu diesem Thema zu sagen wäre, uns zuvor bereits mitgeteilt hat. Und man möchte ihm beistimmen: Ja, in dieser Sprache ist das Leben nicht und war es auch nie. Einer derart ausführlichen Darlegung dieses Sachverhalts, wie sie dieser Roman vornimmt, hätte es womöglich gar nicht bedurft.

Provokant ist daran vielleicht einzig und allein der Umstand, dass Helles Erzähler uns nicht aus seiner bewusstseinstheoretischen Lehrstunde entlässt, auch wenn sie recht schnell in ihren Grundsätzen durchschaut ist. Die Quintessenz: Wenn die Wörter der Tod des Bewusstseins sind, dann schauen wir hier eigentlich die ganze Zeit einem Toten beim Monologisieren zu, einem, dessen Flugzeug eigentlich schon auf der Hinreise abgestürzt ist. (Dieser Phantasie verdankt sich auch der Titel des Romans.) Es hat schon seinen Grund, warum gleich zu Beginn die Leiterin der amerikanischen Personalabteilung von diesem Menschen zunächst geklärt haben will, ob seine Versicherung auch für die Rückführung seines Leichnams nach Deutschland aufkommt. Die Behörden der Neuen Welt – Kafkas Karl Rossmann kann ein Lied davon singen – wissen genau, mit wem oder was sie es da zu tun haben: mit einem, der eigentlich bereits gestorben ist, mit einem schreibenden Zombie.

Man kann mit solchen Figuren durchaus arbeiten, aber diese hier gibt keinen würdevollen Untoten ab. Viel zu larmoyant ist sie, und der alte Ernst-Machsche Gassenhauer «Das Ich ist unrettbar» liegt ihr beständig auf den Lippen. Man möchte sie eigentlich in den Arm nehmen. Das heisst, man möchte das eigentlich auf gar keinen Fall, denn Larmoyanz ist kein angenehmer Wesenszug.

Es gibt Momente in diesem Text, da fühlt man sich sehr an die Rollenprosa in Christian Krachts ersten Romanen erinnert, an dieses Borderline-Erzählen zwischen asozialer Kälte und grauen-erregendem Selbstmitleid, das man nicht mögen musste, das aber zweifellos sehr gekonnt und, vor allem, sehr welthaltig war. Helles Protagonist hat hingegen die Welt bereits verloren, er steht ihr schon immer teilnahmslos gegenüber. (Und dementsprechend routiniert gibt er dann auch die Abtreibung eines von ihm gezeugten Kindes zu Protokoll.) Recht enervierend ist das, und es erfüllt einen mit umso grösserer Erleichterung, wenn dieses Ich am Ende dann doch noch rechtzeitig beim Public Viewing eintrifft und nun in der Tat zu einer unbequemen Wahrheit vorstösst: Manche Bücher führen uns direkt zum Fernseher. Und zwar aus unterschiedlichen Gründen.